



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Der Kaffer als Landwirt.

---

Himmel gekommen. Das Notwendige wird natürlich das ganze Jahr hindurch verabreicht, und auch der Gedanke, daß das Geschenk von den lb. Wohltätern aus dem fernen Europa oder Amerika komme, weckt die edelsten Gefühle in den Herzen der dankbaren Kinder. Ich wollte nur, Sie hätten persönlich Zeuge sein können von der Freude und dem Jubel unserer Kinder beim Eintreffen Ihres Briefes und der Geschenke an Sophia Rosa. Neidlos hüpsten und sprangen sie um die Beglückte herum und betrachteten mit Staunen die schöne Gabe, namentlich aber ihr eigenes Bild, das Sie mitzusenden die Güte hatten. Sie fanden dasselbe überaus schön und lieb und knüpfsten manch' sinnige Bemerkung daran. „Unsere Wohltäterin ist noch jung“, sagten sie, „und blickt uns recht freundlich an. Gewiß hat sie auch ein schönes, edles Herz.“ Die kleine zwölfjährige Greti aber meinte: „Die hat gewiß der göttliche Heiland auch recht lieb. u. Mülukulu ambuvisela, Gott möge Sie segnen!“ Buletz aber vereinigten sich alle in dem Wunsch, die edle, weiße Freundin möchte persönlich zu ihnen nach Afrika kommen und ihre Lehrerin werden. —

Zum Schlusse nochmals ein herzliches, tausendfaches „Bergelt's Gott!“ Wollen Sie uns und unserer Mission auch fernerhin Ihr geneigtes Wohlwollen bewahren, etwaige Sendungen aber mögen Sie, um jedem Irrtum vorzubeugen, mit dem Bemerkten versehen: „Für die Schule der Schwester Engelberta in Czenstochau.“ Das Packetchen selbst aber sende man gesäßig an die an der Kopfleiste des „Bergischmein nicht“ angegebene Vertretung von Mariannhill. Sollten die einlaufenden Gaben die eigenen Bedürfnisse übersteigen, so werden wir bereitwilligst dafür Sorge tragen, daß auch die Kinder anderer Missionsstationen das Nötige bekommen.

In vorzüglicher Hochachtung zeichnet  
Ew. Wohlgeboren  
dankbar ergebenste  
Schw. M. Engelberta, C. P. S.

NB. Die Adresse für einen Brief lautet:  
Sr. Engelberta, Czenstochow, Dronk-Vlei, Natal.

### Der Kaffer als Landwirt.

Von Br. Rufinus, O. C. R.

Reichenau. — Kann ihm leider kein großes Lob spenden, dem Durchschnittskaffer, was landwirtschaftliche Kultur anbelangt. Einzelne rühmliche Ausnahmen gibt es wohl, allein sie bleiben eben Ausnahmen. Gewiß, der Landwirt ist in erster Linie vom Segen Gottes abhängig, viel mehr als der Handwerker und der Kaufmann; bei ihm heißt es buchstäblich: „wenn Gott nicht will, steht alles still“; allein deswegen tut er doch alles, was in seinen Kräften steht, um eine gute Ernte zu erzielen. Er schaut auf eine sorgfältige Bearbeitung des Ackerfeldes, auf Zufuhr von Dünger, auf die Fernhaltung und Beseitigung des Unkrautes usw. Dies alles tut der Kaffer entweder gar nicht, oder nur in sehr mangelhafter Weise, und zwar obgleich er hierin das gute Beispiel des europäischen Farmers seit Jahren vor Augen hat.

Den Küstenstrichen entlang, wo niemals ein Frostwetter einfällt, und daher aber auch kein Unkraut erfriert, sondern Sommer und Winter hindurch fortwährt, pflügt der fleißige Farmer sein Feld zweimal.

Das erstmal wenige Wochen nach der Ernte, kurz vor Beginn des Winters, das zweitemal im Frühling, unmittelbar vor der Aussaat. So etwas nachzumachen fällt dem Kaffer gar nicht ein, er sät vielmehr, noch bevor er eine Furche gezogen hat. Ist nämlich die Zeit der Aussaat gekommen, so legt er auf seinem vorjährigen Ackerfelde einfach ein Feuer an. Dies frischt Stoppeln und Unkraut weg, wie sich's eben gerade trifft; so macht er die Aussaat, d. h. er streut seinen Mais oder sein Amabelo (kaffrische Hirsenfrucht) einfach auf das trockene Erdreich, und dann erst wird der Same untergepflügt. Doch frage nach keinem wie! Die Ochsen sind meist wild, der Kaffer ebenfalls hitzig und des Pflügens unkundig, desgleichen die Treiber — der Pflug läßt auch zu wünschen übrig und so wird die eine Furche tief, die andere seicht, hier springt der Pflug aus dem Erdreich und greift erst nach so und so viel Schritt wieder ein, kurz, so und so viel Ackerland wird gar nicht oder nur halb gewendet; hier bleibt der Same offen liegen und dort kommt er einen halben Schuh tief unter den Boden, zumal da der Kaffer sein Feld nicht eggt, aus dem einfachen Grunde, weil er keine Egge hat. Die Folge liegt auf der Hand: kommt der Same zum Keimen, so fehlt dem einen Pflänzchen das nötige Erdreich, während sich ein anderes nur mühsam durch die Schollen durcharbeitet. Das eine Samenkorn geht früher auf, das andere später, ein drittes kommt gar nicht, während ein vierter unter der afrikanischen Sonnenhitze schon wieder verwelkt, nachdem es kaum aus dem Boden gekommen.

Der Europäer jätet auf seinem Maisfeld hierzulande wenigstens zweimal; das erstmal, wenn die aufgehende Saat etwa eine Handbreite hoch ist, das zweitemal, wenn sie in die Halme schiebt. So verlangt es das Klima, denn zur Sommerszeit, wenn die vielen Regen kommen, wächst einem das Unkraut sozusagen unter der Hacke nach, und greift man nicht rechtzeitig ein, so kommt der Mais nur kümmerlich in die Höhe. Dies alles weiß der Kaffer recht gut, er sieht auch, wie fleißig sein weißer Nachbar am Jäten ist, doch ihn kümmerlt es nichts. Er macht es einfach, wie sein Vater und Großvater auch getan, d. h. er wartet, bis das ganze Ackerfeld voll von Unkraut ist. Vorher einzugreifen hält er gar nicht der Mühe wert. Er will nur einmal die Arbeit damit haben und dann möglichst schnell damit fertig sein. Deshalb lädet er seine Nachbarn und Bierfreunde zum gemeinsamen Jäten ein. Diese kommen auch, denn nach ein paar Tagen haben sie sich ihrerseits der gleichen nachbarlichen Aushilfe zu erfreuen. Vor Beginn der Arbeit setzt man sich zusammen und spricht fleißig dem Utschvalakrige zu; denn woher soll man denn eine Kraft nehmen, wenn man nichts im Leibe hat? Schüchtern und spröde zeigt sich der Kaffer an fremdem Tische gar nicht. Ist die ganze Gesellschaft schon ziemlich angeheitert, dann bricht man auf zur Arbeit. Nun geht's aber los! Der Eigentümer darf buchstäblich froh sein, wenn ihm die übereifigen Gehilfen nicht „das Unkraut samt dem Weizen“ ausreißen. Alle Ermahnungen zu einer ruhigen, soliden Arbeit sind da fruchtlos. Der große Haufen hat nur ein Verlangen, mit der lästigen Arbeit möglichst bald fertig zu sein.

Zu verwundern bleibt nur, daß der Schwarze bei solchen Schlendrian überhaupt noch eine Ernte erzielt, manchmal sogar noch eine ziemlich gute. Sein

Verdienst ist es wahrlich nicht. Ist die Frucht eingehimst, so fällt es ihm gar nicht ein, seinem ausgesangten Feld durch Zufuhr von Dünger wieder aufzuholen. So was gibt es bei ihm einfach gar nicht; will der Weise bei ihm Dünger haben, so überlässt er ihm um einen Schilling (Mark) eine ganze Fuhr, zuweilen tragen Mädchen und Frauen in Körben

einer Quantität, von der er glaubt, sie dürfe für ihn und die übrigen Kraalsassen bis zum nächsten Sommer ausreichen. (Amabele wird fast ausschließlich zur Bereitung von Kaffernbier verwendet.) Den Rest verkauft er, und zwar sofort nach der Ernte, obwohl um diese Zeit das Getreide am niedrigsten im Preise steht. Kommt dann im Frühjahr wieder die Zeit zur



Die Diamantmine von Kimberley, nördlich von Kimberley.  
Zu dieser tritt bereits  
die Ernte ein, auf dem Boden in der Mine eine Bereitung angelegt wird. Zu dieser tritt bereits  
„Blaugrund“ auf (die bunten Säcken), während darüber „Gelbe Erde“ liegt.

trockenen Kuhmist zu unserm Store und tauschen irgend eine Kleinigkeit dafür ein. Auß eigene Feld kommt nichts; im Notfalle brechen sie wieder neuen, jungfräulichen Boden um, denn bei der verhältnismäßig spärlichen Bevölkerung ist ja das Land groß genug.

Den gewonnenen Ernte-Vorrat bewahrt der Kaffer zuletzt in seiner Tsibaza (Biekhraal) in wohl geschlossenen Gruben auf, d. h. nicht ganz, sondern nur in

Aussaat, so fehlt es ihm am nötigen Saatkorn, und muß er nun um den doppelten und dreifachen Preis vom Weizen das wieder kaufen, was er vor einem halben Jahr zu Schleuderpreisen gleichsam weggeworfen hat. Ist das folgende Jahr ein Missh Jahr, so hat er einfach nichts und muß am Hungertuch nagen. Von einer klugen Einteilung und Verwendung der alten Vorräte keine Spur. Und das Traurigste

an der Sache ist, daß er hierin durch Schaden niemals klug wird. Solche „Rechenkünste“ mögen die Abelungen (Weihen) versuchen, er zerbricht sich da nicht lange den Kopf; er will fröhlich und ungeniert gehen, solange er etwas hat; für die Zukunft läßt er Gott im Himmel sorgen.

### Bei der Aehrenlese auf dem Missionsacker.

Eine unserer Krankenschwestern (Schw. Bonaventura in Mariatrost) schrieb in einem an Chrw. Vater Franz in Emaus gerichteten Briefe u. a. folgendes: „Chrw. Vater haben wohl schon gehört, daß auch auf unserer bescheidenen Missionsstation die „Doktorei“ in großartigem Schwunge ist. Drei bis vier Stunden weit kommen die Schwarzen aus allen Himmelsgegenden daher, und die Medizinfläschchen, die ich schon verabreichte, zählen nach vielen Hunderten. Ich kann mich rühmen, Leibarzt von zwei schwarzen Majestäten, so und so vielen Indunas oder Ministern und den Veteranen von drei Königreichen zu sein.“

Dass es bei solcher Praxis nicht an Arbeit fehlt, versteht sich von selbst. In unserm Blumen- und Gemüsegarten ziehe ich eine Menge von Heilkräutern; leider bringe ich gewisse Sorten in dem afrikanischen Klima nur lämmersich durch. Besser geht es mit den einheimischen, denn die Not hat mich gelehrt, mir auch die Kenntnis einiger kaffrischer Heilsälanzen anzueignen. Dies erhöhte meinen Ruf als „Doktor“ in nicht geringem Grade. Wenn die alten Männer mit ihren Ringen um die Köpfe zu mir kommen und in ihren manigfachen Gebresten ärztliche Hilfe suchen, darf ich nur die Namen einiger altberühmter kaffrischer Heilkräuter nennen, und ich habe ihr Vertrauen im Flug gewonnen. Die Medizin wird dann jörgfältig verpackt und mit den nötigen Belehrungen über die Art der Anwendung verabreicht, und der hohe Patient scheidet von mir mit tiefer Verbeugung, erhebt Hand und Zeigefinger zum Gruß und verkündet allüberall den ärztlichen Ruhm der unvergleichlichen Missionsschwestern der ama-Romas. Das Beste an der Sache ist, daß ich auf diese Weise schon manche Seele für den Himmel gewonnen habe. Zunächst suchen die Schwarzen nur leibliche Hilfe; allein beim Gang zur Missionsstation lernen sie zugleich die christlichen Missionäre und Ordensleute kennen. Sie sehen die Liebe, mit der man sie empfängt, die Sorgfalt, mit der man ihnen die Wunden verbindet, sie sehen und hören die schwarzen Schulfinder, denen das Glück und die Zufriedenheit aus dem ganzen Gesichte lacht,.... da tauen auch ihre kalten Herzen auf, sie fassen ein großes Vertrauen zu den ama-Romas, kommen allmählich auch zum christlichen Unterricht und werden so nach und nach für den wahren Glauben gewonnen. Andere liegen zu Hause krank im heidnischen Kraal. Eines der Anverwandten geht zur Missionsstation und bittet um Medizin. Sie wird verabreicht, allein die Krankenschwester will den Patienten persönlich sehen und macht einen Besuch; am nächsten Tag kommt auch der P. Missionär, und das Ganze endigt mit der Befehlung und Taufe des Patienten. Auf solche Weise kann, wie gesagt, eine Krankenschwester viel Gutes tun, und manche Seele wenigstens indirekt für den Himmel gewinnen.

Zum Schluß noch eine merkwürdige Geschichte: Ein altes Weibchen, dessen besonderes Vertrauen ich

längst gewonnen, und das sich schließlich auf ein Täschchen Tee zurückführte, das ich ihr zeitweilig gegen ihren Husten verabreichte, erzählte mir eines Tages, in ihrer Nachbarschaft sei eine arme Familie, der schon 9 oder 10 Kinder gestorben seien. Nur die zwei ältesten seien am Leben geblieben, und jetzt hätten sie wieder ein kleines Kind bekommen. Dies möchten sie gerne zu uns Schwestern tun, damit es vielleicht am Leben bliebe. Ich meinte, die Eltern könnten ja einmal mit dem Kinde kommen, das weitere würde sich dann schon finden. Am nächsten Tag kam der Vater des Kindes mit dem gleichen Anliegen. Ich gab ihm die gleiche Antwort, unterließ es aber nicht, jetzt auch den P. Missionär zu verständigen. Am dritten Tag kamen beide Eltern mit dem Kinde. Es war das kleinste Menschenkind, das ich je in meinem Leben gesehen. Es war ungefähr 14 Zoll lang und beim erstmaligen Waschen hätte ich es beinahe im Wasser verloren.

Nach längerer Beratung wurde das Kind angenommen und erhielt in der hl. Taufe den Namen „Notburga“. — Nun traf es sich, daß am gleichen Tag unser P. Missionär beim Schulunterricht auf den Namen „Synagoge“ stieß. Was er dabei den Kindern Schönes und Interessantes gesagt hat, weiß ich nicht, kurz, die Kinder waren über die „Synagoge“ so begeistert, daß sie fortan unsere Kleine nicht mehr Notburga, sondern einfach Synagoge nannten. Es ist bei den Käffern überhaupt üblich, die Kinder nach irgendeinem auffallenden Ereignis zu benennen, das gerade um jene Zeit vorkam.

Die Kleine starb übrigens schon nach wenigen Tagen. Jetzt liegt ihre Mutter, welche bei der heiligen Taufe den Namen „Heredia“ erhielt, bei uns schwer krank und wird wohl ebenfalls bald Himmelfahrt halten. Der Vater und die zwei noch lebenden Geschwister nehmen auch den christlichen Glauben an. Dies alles schreiben wir der Fürbitte der kleinen Notburga zu, denn Synagoge können wir hier doch nicht sagen.



Franz Maria Doppelbauer †.  
Bischof von Linz.

Franz Maria Doppelbauer. Bischof von Linz †. Der hochw. Bischof Doppelbauer, der seit einiger Zeit erkrankt war und sich kürzlich einer Operation unterzogen hatte, ist am 2. Dezember im 64. Lebensjahr gestorben. Als Bischof von Linz folgte er seinem Vorgänger Bischof Rudi- gier, dessen Geheimsekretär er war, im Februar 1889. Der Himmang des Bischofs beuteit einen schweren Verlust für den öster- reichischen Episkopat. Wir wollen hier nur in Kürze an die großen Verdienste des Ent- schlusses für den Bau

des großen gotischen Mariendomes in Linz erinnern, für den er mit Wort und Tat arbeitete. Se. Gnaden war ein großer Wohltäter der Mission Mariannhill, gestaltete huldvoll die Errichtung eines eigenen Heims für die Missionsvertretung in Linz und beehrte die Brüder durch wiederholte Besuche und Gunst- erweisungen. Die Todesnachricht wurde sofort telegraphisch nach Mariannhill berichtet und dort ein feierliches Requiem für den unvergesslichen Oberhirten der Diözese Linz gehalten. R. I. P.